

Josef Kämpfs Leben bis zur Gründung des Waldheims

*Ausführliche
Fassung*

Kindheit

Ueber seinen Vater hörte Josef Kämpf nur, dass er getrunken hätte. Aus diesem Grunde trennte sich die Mutter von ihrem Manne. Sie arbeitete in Hotels, abwechslungsweise in Interlaken und Nizza. Dann gab sie das Hotelleben auf, um in der Kantonalen Psychiatrischen Klinik in Münsingen Pflegerin zu werden. Aber nach einigen Monaten musste sie aufhören, weil sie dieses Elend zu ihrer eigenen Not und Krankheit nicht verkraften konnte. Sie weinte viel. Sie starb im Alter von 28 Jahren an Tuberkulose, als Josef noch nicht zwei Jahre alt war. Diese knappe Familiengeschichte erfuhr er von einer Freundin der Mutter, als er selber schon lange als Psychiatriepfleger tätig war.

Josef Kämpf kam als ganz kleines Kind von Basel, wo er geboren worden war, zu einer Familie im "Oertli" bei Gunten und lebte dort, bis er fast 10 Jahre alt war. Die Pflegemutter war gut zu ihm und zog ihm schöne Kleider an. Dazu eine kleine Episode, die Josef Kämpf mit folgenden Worten festgehalten hat: "Einmal sah ich auf dem Buffet in der Stube ein Bildchen, das die Mutter hervorgekramt hatte: ein kleiner Knabe mit langen, gelockten Haaren, fast blond, mit einem roten Filzhut und vorne eine rote Seidenquaste, dazu ein blaues Matrosenkleidli. Ich fragte die Mutter, wer das sei. Als sie sagte, das sei ich, konnte ich es fast nicht glauben. Man hat ein wenig Parade gemacht mit mir, als ich klein war."

Die liebe Frau fuhr mit mir fast alle 14 Tage zu meiner Grossmutter von Gunten nach Dürrenast, oder ich durfte mit ihr nach Oberhofen, wo sie Kommissionen machte. Jede Woche einmal ging meine Pflegemutter mit Gemüse und Eiern nach Gunten in eine Villa, wo Leute aus Paris den Sommer verbrachten. Die Köchinnen verwöhnten mich sehr, hoben mich hoch, küssten mich und stopften mich mit Schokolade voll.

Einmal kaufte die Mutter ein herziges Petroleumlämpchen. Josef probierte es in der verdunkelten Kammer aus. Während er das Lämpchen mit dem grünen Schirm anstaunte, setzte das nicht ganz ausgelöschte Zündholz in der Schürzentasche seine Kleider in Brand. Er rannte ins Freie, wo ihn die Mutter in den Brunnen tauchte. Josef hatte sich Verbrennungen vom Oberarm bis zur Hüfte zugezogen. Es entstanden Verwachsungen, sodass er im Militärdienst immer Mühe hatte, den Arm gerade hoch zu halten. Auch hielten ihn die Narben davon ab, das Schwimmen zu erlernen. Die Mutter musste den Sechsjährigen während langer Zeit im Kinderwagen zum Arzt nach Gunten fahren. Durch diese Krankheitszeit wurde das Verhältnis mit der Mutter noch enger.

Als ich wieder gesund war, nahm die Mutter ein weiteres Kind auf, das dreijährige Hanneli. Ich musste es fast immer betreuen, manchmal auch trocken machen. Die Frau im obern Stock hatte auch ein Mädchen von zweieinhalb Jahren. Sie schickte es oft herunter, und so musste ich beide hüten. So war meine Zeit ziemlich ausgefüllt. Zum Spielen kam ich wenig, das war für mich verlorene Zeit, ich habe lieber gebastelt oder gelesen, auch beim Kochen war ich immer dabei. Nur wenn Metzgete war, sagte ich meistens, ich hätte Kopfweh.

Eines Tages, als wir zwei Buben aus der Schule kamen, stand die Mutter vor Hannelis Bett und weinte. Sie sagte, wir sollten rennen und den Doktor holen. Wir liefen, was möglich war; aber

als wir zurückkamen, sagte sie: "Gerade jetzt ist es gestorben." Wir standen alle am Bett, da klopfte es laut an der Haustüre. Wir beide Buben gingen schnell, um aufzumachen, aber es war niemand da. Erstaunt sagten wir zur Mutter, es sei niemand draussen. Darauf sagte sie nur: "Es hat sich gemeldet." Ich habe das nie vergessen können. Der Mutter war dies ganz selbstverständlich.

Die Pflegemutter hatte noch einen eigenen Sohn, der fünf Jahre älter war als ich. Ich war bei ihr einfach ihr Kind, umsomehr als ihr eigener Sohn ihr mit Lügen und Stehlen viel Verdross und auch sonst viel Aerger machte. Ich erinnere mich gut, wie eine Nachbarin ihm einmal alle Schande sagte. Sogar der Mann, der oft sehr böse war, auch mit der Mutter, sagte oft: "Dr Chlii isch vil dr Brever." Wenn die Mutter viel Verdross hatte, dann mussten wir beide Buben an den Tisch sitzen, und sie nahm ein Gebetsbuch hervor und las darin. Sehr oft weinte sie. Sie tat alles für uns, besonders für mich, ich kam mir vor wie ein Herrschaftskind.

An einem Sonntagmorgen lag die Frau tot im Bett. Am Samstag, bevor die liebe Frau starb, machten wir noch Bretzeli, dann ging sie etwas abliegen. Da machte ich zum ersten Mal in meinem Leben ganz allein Kaffee auf dem Holzherd und hatte solch eine Freude, als ich der Pflegemutter rufen konnte, der Kaffee sei gemacht. Sie war erstaunt, so lange geschlafen zu haben.

Als die gute Mutter beerdigt wurde, kam ich zum ersten Mal nach Sigriswil und hörte das Kirchengeläute aus der Nähe. Es ging Jahre, bis ich begriff, warum ich Kirchenglocken nicht hören kann, es machte mir immer so unheimlich bange, das geht mir heute noch nach.

Bei meiner Pflegemutter hatte ich es wirklich schön. Ich habe aus jener Zeit viele gute Erinnerungen, zum Beispiel auch an die schönen Weihnachtsfeiern. Mit dem Tod dieser lieben Mutter war auch meine Jugend zu Ende, obwohl ich noch nicht ganz zehn Jahre alt war. Ich habe nie mehr zu jemandem Mutter gesagt im wahrsten Sinn. Wie vieles wäre sicher anders gekommen, wenn diese Mutter hätte leben dürfen.

Als Verdingbub auf einem Bauernhof

Schon nach drei Tagen kam die Schwester des Mannes und nahm mich mit. Sie sagte, ich könne ja gut Kinder hüten. Sie hatte sechs Mädchen, es ging noch keines zur Schule. Zwischen den Schulzeiten musste ich mit ihnen spazieren gehen. Eines lag im Kinderwagen, drei bis vier liefen nebenher. Ich hoffte immer, dass mich keine Schulkameraden sehen würden, weil ich mich schämte, mit einem Kinderwagen und lauter kleinen Mädchen zu spazieren.

Die Leute hatten ein Geschäft mit Transportschiffen, die zwischen Thun und Interlaken verkehrten und auch die übrigen Häfen am See anfuhrten. Manchmal nahmen sie mich auch mit auf ein Ledischiff, das schwer mit Kies beladen war. Ich musste nebst kleinen Pausen im Schiffsrumpf sitzen und eine Handpumpe betätigen, die das Wasser aus dem Rumpf pumpte. Ich wurde sehr müde dabei und kam mir vor wie ein Galeerensträfling, nur dass ich nicht angekettet war. Einmal machten wir einen festlichen Ausflug, und ich bekam ein schönes Leibchen, blau-weiss gestreift mit blauen Borden. Das Leibchen war mir lieber als das ganze Fest. Aber ich durfte es nur an diesem einen Tag tragen, dann sah ich es nie mehr!

Nach einem halben Jahr kam ich dann zu einem Bauern, wo ich es sehr streng hatte. Oft musste ich im Herbst, wenn es schon kühl war, bis nachts 11 Uhr die Rinder hüten. Weil ich keine warmen Kleider hatte, führte das zu Bettnässen. Als ich einmal nachts um drei Uhr merkte, dass ich das Bett genässt hatte, bekam ich solche Angst vor dem Morgen, dass ich fortlief, leicht bekleidet und barfuss. Es hatte Rauhreif am Morgen. Ich lief einen Berg hinauf, dem Wald zu. Müde geworden, ging ich in eine Scheune und legte mich in der Tenne aufs Heu, um mich etwas zu wärmen. Im Stall waren einige Rinder mit Schellen. Es war alles so vertraut, dass ich dachte, es wäre schön, jetzt zu sterben und nie mehr zurückgehen zu müssen. Es kam anders. Am Morgen erschienen zwei Geschwister, nicht viel älter als ich, um die Rinder zu füttern. Sie verbanden mir die halb erfrorenen Füsse mit ihren Taschen- und Halstüchern. Sie nahmen mich mit nach Hause, steckten mich in ein Bett mit Bettflasche und gaben mir zu essen. Mit Sterben war es also nichts. Am selben Nachmittag holte mich der Bauer ab. Das Leben ging weiter.

Hatte ich das Bett genässt, bekam ich am Morgen mit dem Lederriemen. Dann musste ich den Stall ausmisten und anschliessend mit Ross- und Zweirad-Milchkarren in die Käserei fahren, was hin und zurück fast eine Stunde ausmachte. Dann gab's etwas zu essen. Die Rösti stand im Holzbackofen und schmeckte von Rauch. Zeit hatte ich sehr wenig, denn ich musste ja in die Schule. Für den Schulweg brauchte ich eine halbe Stunde. Wenn ich rannte, reichte es in zwanzig Minuten. Aber oft kam ich zu spät und war dann todmüde. Es war eine Gesamtschule mit neun Klassen. Der Lehrer bevorzugte meist die reichen Bauerntöchter und -söhne. Das tat oft sehr weh, denn ich ging an sich gerne in die Schule und lernte gut, wenn ich nicht zu müde war.

Schlecht bestellt war es auch um meine Kleider. Einmal war ich im Spital in Thun. Die dortige Schwester reklamierte, ich hätte viel zu kleine Schuhe an. Es waren nämlich Schuhe der Bäuerin. An einem Besuchstag brachte mir der Bauer dann neue Schuhe, sagte aber gleich, dass ich zu Hause wieder die alten tragen müsste. So musste ich mich oft auf den Schulweg machen in Schuhen, worin ich die Zehen krümmen musste und fast nicht gehen konnte.

Der Bauer hatte ein phlegmatisches Freiburgerpferd und ein temperamentvolles Kavalleriepferd. Weil ich anfänglich Angst hatte vor Pferden, machte sich der Bauer ein Vergnügen daraus, mich an Sonntagen auf das nackte Pferd zu setzen und es dann mit der Peitsche in die Hinterbeine zu knallen. Ich konnte mich nur an den Kammhaaren festhalten, denn es hatte weder Gurt noch Sattel oder Zaumzeug an. Es war ein Glück oder fast ein Wunder, dass ich nie verunglückte.

Auch der Hufschmied brachte mich einmal in grosse Not. Ich hatte das Kavalleriepferd in die Schmiede bringen müssen, damit es neu beschlagen würde. Als die Arbeit fertig war, setzte mich der Schmied mit einem Schwung aufs Pferd. Ich protestierte, der Bauer hätte das verboten, weil es kein zahmes, vertrautes Pferd war. Der lachte mich nur aus. Ich genierte mich dann auch und versuchte, das Pferd in Gang zu bringen. Ungefähr den halben Weg ging alles gut. Dann blieb das Pferd mitten in der Strasse stehen und ging keinen Schritt mehr. Ich drückte ein wenig mit den Schenkeln. Auf einmal sauste das Pferd in gestrecktem Galopp davon. Ich zog die Zügel an, so gut ich konnte; aber es nützte nichts. Da versuchte ich, das Pferd an die rechte Strassenseite zu lenken, nahm das linke Bein herüber, sodass ich wie im Damensattel sass, sprang ab und versuchte, an den Strassenrand zu kommen, wo es Rasen hatte. Es gelang mir fast,

nur den Kopf schlug ich noch auf der Strasse auf. Als ich den Kopf wieder heben konnte, sah ich das Pferd in einer Abzweigung verschwinden, wo es viele Obstbäume hatte. Wäre es mir nicht gelungen abzuspringen, so wäre es mir schlecht ergangen, ich wäre mit den Haaren in den Aesten hängen geblieben.

Als 1914 der Krieg ausgebrochen war, musste der Mann einrücken mit dem Kavalleriepferd. Wir hatten zwölf Kühe im Stall und nur noch das träge Freiburgerpferd. Die Frau und ich mussten die Arbeit allein machen. Nur zwei bis drei Mal pro Woche kam ein Nachbar und half uns beim Melken.

Einmal kam der Armenpfleger zu uns ins Haus und sagte dem Bauern alle Schande. Ich muss noch beifügen, dass die Bäuerin menschlichere Gefühle für mich hatte als der Bauer und manchmal zu ihm sagte: "Mer chömed scho no usenand weg dem Bueb." Ich erlebte viel Trauriges, bis die Behörde einschritt und mich nach drei Jahren wegnahm. Man kann es kaum ermessen, wie ich mir in den drei Jahren bei dem Bauern vorkam: keine rechte Kleidung, viel Prügel mit dem Lederriemen, arbeiten wie ein Knecht. Oft und oft hatte ich gewünscht, wenn ich nur sterben könnte!

Gute Jahre auf einem zweiten Bauernhof

Ungefähr 13 Jahre alt, kam ich nun in eine andere Gegend, auf einen Hof in 1'000 m Höhe gelegen, in eine Bauernfamilie, in welcher der alte Bauer, seine ebenfalls alte Frau, ein lediger Sohn und eine ledige Tochter, beide schon über dreissig Jahre alt, zusammenlebten. Eine weitere Tochter war mit einem Grossbauern verheiratet. Das Verhältnis unter den Familiengliedern war leider kein gutes. Die Leute waren sehr geizig.

Der Vater war ein vermögender Bauer und gleichzeitig Förster. Er war bei den Leuten verhasst, weil er hin und wieder einen Holzfrevler oder Wilderer erwischte und anzeigte. Die Mutter hatte ein Hüftleiden. Die Tochter heiratete endlich auch noch einen Grossbauern. Als der Vater starb, blieben der ledige Sohn, die alte Mutter und ich allein auf dem Hofe übrig.

Wir drei hatten es dann ziemlich schön. Die Mutter konnte an vielen Tagen kaum gehen. Dann durfte ich in der Küche helfen, und so lernte ich eben kochen. Meine Arbeit wurde geschätzt. Wir waren Selbstversorger. Es kam ganz selten vor, dass man etwas im Laden kaufen musste.

Beim Ableben des Vaters bekam jede Tochter 40 bis 50'000 Franken ausbezahlt, und der Sohn bekam das Heimwesen, samt Viehhabe, Wald und allem, ohne Hypothekarbelastung. So Bauer zu sein, war doch etwas Wunderbares. Oft dachte ich, wenn so ein Heimwesen mir gehörte, ohne Schulden, mit zwei Häusern, sechs bis sieben Stück Vieh, einem Pferd und soviel Wald und Obstbäumen, ich hätte das nie aufgegeben.

Da wir die alte Mutter schonen wollten, lagen viele häusliche Pflichten bei mir. Im Grunde waren dies alles Vorbereitungen auf meine spätere Arbeit. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich einmal so froh wäre um all die Kenntnisse. In der Landwirtschaft gab es kaum eine Arbeit, die ich nicht konnte: Mähen, die Sense dengeln, mit dem Pferd umgehen und fahren, Strohbinden vorbereiten für die Ernte, um Garben zu binden; sogar Dachschindeln machten wir selber. Auch das Pferd musste ich putzen, striegeln und füttern und die Hufe reinigen. Melken konnte ich schon beim ersten Bauern. In allen Arbeiten war ich nun so ziemlich bewandert, und der Jungbauer wollte mich immer

adoptieren, aber seine reichen Schwestern hätten dies nie geduldet.

Da die Mutter alt und nicht mehr gut zu Fuss war, blieb ich nach der Konfirmation noch ein ganzes Jahr bei ihnen, um einen ganz kleinen Lohn. Ich war dort einigermaßen glücklich. Als das Nachschuljahr herum war, das ich dem Bauern versprochen hatte, kam seine Schwester. Sie und ihr Mann hatten einen schönen Hof in der Nähe von Thun gekauft, und sie wollte mich als Knecht anstellen. Nun, ich versprach, für ein Jahr zu kommen. Da ich damals sehr unter Heimweh litt, ging ich nach diesem Jahr noch einmal zu dem Jungbauern zurück, da er mit der Mutter ganz allein war.

Die Mutter schickte ihn immer auf Brautschau, aber es sollte eine reiche Bauerntochter sein. Er ging aber nie ohne mich. Bald hiess es, ich hätte eher eine als er. Ging er aus, wenn Tanz war, musste ich auch mit. Sah er eine Tochter, die für ihn hätte in Frage kommen können, sagte er, ich solle diese zum Tanzen nehmen und sie dann an den Tisch bringen. Das tat ich oft und ging dann meines Weges. Es waren ja auch Schulkameraden und Mädchen dort; so ging mir die Zeit gut um, und die Spesen bezahlte der Bauer.

Es dauerte dann nicht mehr lange, bis er eine feste Bindung einging. Es war die Schwester eines jungen Mannes, der viel bei uns gearbeitet hatte. Er war auch an Sonntagen viel bei uns. So machten wir dann Gegenbesuche, und man lernte auch die Schwester besser kennen. Sie war eine liebe, einfache und fleissige Tochter und wurde dem Jungbauern eine gute Frau.

Für mich waren diese Jahre eine relativ glückliche Zeit. Ich fand mich überall zurecht; man hatte mich gern, weil ich gut und flink arbeiten konnte. Der Bauer war gut zu mir und der Arbeiter, der viel bei uns war, auch. In der freien Zeit ging ich viel in den Wald, oder ich machte zu Hause allerlei Bastelarbeiten. Auch Bücher lesen tat ich gerne. Meine beste Leistung erbrachte ich im Singen. Wenn ich in der Schule solo singen musste, wählte ich gewöhnlich das Lied "Das Laub fällt von den Bäumen, das zarte Sommerlaub." Das passte zu mir, denn im Innersten war ich doch immer eher traurig. Ich konnte es nie vergessen, dass ich ja nie mehr wie ein eigenes Kind war, seit meine erste Pflegemutter gestorben war.

Dienstbotenjahre

Nun ging ich dann endlich fort, zuerst ein paar Monate ins Welschland, dann in den Kanton Freiburg, wo es besonders gemütlich war bei einem Berner Bauern.

Als ich bald 19 Jahre alt war, trat ich eine Stelle an in einem Kolonialwarengeschäft mit Samenhandlung in Thun. Nun kam mir das Kopfrechnen zu gut, das ich ziemlich geläufig konnte. In dieser Zeit fasste ich den Plan, Psychiatriepfleger zu werden, bekam aber keine Lehrstelle, weil ich noch viel zu jung war.

Nach eineinhalb Jahren wechselte ich in ein Hotel. Dort arbeitete ich ein paar Monate lang in der Küche. Da ich selber so viel mit Kochen zu tun hatte, interessierte mich das sehr. Dann war ein Sängerfest in Luzern, und ich trat dort eine Stelle an als Hilfe des Chefs. Nochmals ging ich heim, um dem Jungbauern zu helfen. Nachher arbeitete ich im Kanton Luzern bei einem Grossbauern, der 40 Stück Vieh besass, vier Pferde, eine eigene Käserei, eine Mosterei und eine Schweinemästerei. Ich musste die vier Pferde versorgen und meistens mit dem Meisterknecht

zusammen arbeiten. Fast ein Jahr lang arbeitete ich hier. Der Bauer redete mir ein, ich sollte doch bei ihm Käser lernen, aber ich behielt meinen Berufsplan im Auge.

Ein Pfarrer von Bern suchte Hilfe für einen Arbeitseinsatz des Zivildienstes in Someo im Tessin, wo ein Bergsturz niedergegangen war. Ich verpflichtete mich für einen Monat. In dieser Zeit besprach ich mit dem Pfarrer meine Berufspläne. Er riet mir, mich in einer diakonischen Anstalt zu melden. Das tat ich. Da der neue Kurs erst im Frühjahr begann, empfahl man mir, mit dem Kinderheim "Gott hilft" in Zizers Kontakt aufzunehmen.

Im Kinderheim "Gott hilft" in Zizers

Ich meldete mich im Kinderheim "Gott hilft" und trat im November dort ein. Meine erste Arbeit war, den Fuhrmann während den Ferien abzulösen. Als die paar Wochen vorbei waren, wurde ich einem Berufsmaler zur Seite gestellt. Der Schulhaus-Neubau war fertig, und ein Maler kam eigens ins Heim, um all die Malerarbeiten zu machen. Wir hatten noch eine Farbmühle und mahlten und mischten alle Farben selber. Die Arbeiten dauerten den ganzen Winter, sodass ich alle lernen konnte. Später konnte ich dann ganze Zimmer selber malen.

Nach ein paar Monaten gingen zwei wertvolle Mitarbeiter fort, und Vater Rupflin teilte mir eine Abteilung 11-16jähriger Buben zu, die ich ausserhalb der Schulzeit zu betreuen hatte. Ich fing an, Bastelarbeiten mit ihnen zu machen. Aus farbigem Bast und Karton erstellten wir schöne Blumentopf-Hüllen, auch Nähkörbli. Vater Rupflin zeigte die Arbeiten voll Stolz den Besuchern, die er durchs Haus führte. Ich lernte Gitarre spielen, und es dauerte nicht lange, hiess es, dass meine Abteilung Buben am meisten Lieder könne und bei uns am meisten gesungen würde. Seit ich vom Kinderheim weggegangen war, vermisste ich dieses Singen immer sehr.

Meine Arbeit machte mir zum ersten Mal in meinem Leben richtig Freude, und ich beabsichtigte immer noch, die Diakonenschule zu besuchen. Aber daraus wurde nichts. Der Arzt sagte mir, dass beide Lungenspitzen angegriffen seien. Und ich war erst 23 Jahre alt. Ich ging eigens nach Arosa zu einem Spezialisten. Er sagte mir dasselbe wie der Hausarzt und riet mir ab, den Pflegerberuf zu erlernen. Ich sollte eine Arbeit im Freien machen, Gärtner werden oder so etwas Aehnliches. So blieb ich drei Jahre im Kinderheim "Gott hilft". Vater Rupflin versetzte mich dann noch in das neu übernommene Heim bei Chur.

Im Kinderheim "Gott hilft" lernte ich zum ersten Mal ein richtiges religiöses Leben kennen. Es wurde gebetet, wir hatten Bibelstunden, und viel wurde gesungen. In Vater und Mutter Rupflin hatte ich erstmals in meinem Leben wahre Christen vor mir, die lebten, was sie predigten. Sie waren früher beide Heilsarmee-Offiziere.

Ich spürte den grossen Unterschied zwischen dem Leben im Heim "Gott hilft" und meiner früheren Lebensweise. Ich hatte früher so gerne getanzt, denn bei meiner zweiten Bauernfamilie war immer ein Handörgeler in der Nähe. Am letzten Schulexamen konnte ich schon Walzer tanzen, Polka, Mazurka und Kreuzpolka, alle damals bekannten Tänze. Auch zu rauchen hatte ich angefangen, um beim Fuhrwerken etwas Wärme unter die halberfrorene Nase zu bekommen. Wenn ich mit den Buben spazieren ging und irgendwo Ländlermusik hörte, kam es mich sehr hart an, nirgends mehr mitmachen zu können. Ich fühlte aber, dass meine Tätigkeit bei den Buben es wert war, auf alles andere zu verzichten,

obschon ich das Gefühl hatte, nie so fromm werden zu können wie viele andere Mitarbeiter. Grossmutter Rupflin war mir auch ein grosser Halt. Wenn es mich einmal sehr hart ankam, musste ich neben sie hinknien, und sie betete mit mir. Sie selbst hatte in ihrem Leben sehr harte Zeiten durchgemacht und war trotz allem ein fröhlicher Mensch. Sie war eine richtige Schwäbin, und gerade das zog mich so richtig zu ihr hin, denn meine erste, liebe Pflegemutter war ja auch eine Deutsche. So spannten Grossmutter Rupflin und ich immer zusammen. Sie war mir ein richtiges Beispiel.

Wäre es nicht um ein Diplom gegangen, wäre ich im Kinderheim "Gott hilft" geblieben. Aber ich war nun 26 Jahre alt und musste vorwärts machen für das Diplom. Ich meldete mich zur gleichen Zeit im Inselspital in Bern und in der Kantonalen Psychiatrischen Klinik "Waldhaus" in Chur als Lernpfleger an. Von Chur bekam ich sofort Antwort und wurde angenommen.

Lernpfleger in der KPK "Waldhaus" Chur

Anfangen musste ich auf der schlimmsten, der Zellenabteilung. Als ein Patient in einem Anfall wie ein gefällter Baum an die Wand schlug, lief es mir eiskalt über den Rücken, ich getraute mich kaum umzudrehen. Von einem alten Pfleger hörte ich sagen, ich sei viel zu zart besaitet für diesen Beruf. Obwohl der Arzt in Arosa gesagt hatte, ich solle nie einen solchen Beruf ausüben, verfolgte ich mein Ziel. Im Kinderheim hatte ich gelernt, mit Gott zu rechnen; und so dachte ich, wenn dies mein Weg sei, könne er mir auch helfen. Und er tat es. Nach einem Jahr ging ich zum gleichen Arzt zur Kontrolle. Er sagte mir, es sei bedeutend besser geworden, also das Gegenteil von dem, was man mir prophezeit hatte. Die Kranken, all dieses Elend, diese Not beeindruckten mich sehr. Aber ich arbeitete mich gut ein. Ich erlebte Todesfälle, Selbstmordversuche und persönliche Bedrohungen und Angriffe.

Nach eineinhalb Jahren hörte ich vom Direktor, man könne hier kein Diplom machen, er wolle nicht Leute ausbilden, die dann in andere Anstalten abwandern, wo sie finanziell und in der Arbeitszeit besser gestellt wären. Da hatte er schon recht. Wir hatten lange Arbeitszeit und waren trotz einer Nachtwache rund um die Uhr zur Bereitschaft verpflichtet. Aber das Arbeitsklima war gemütlich, wir hatten es eigentlich schön.

In der KPK Münsterlingen (21.11.1928 bis 15.11.1937)

Ich wollte ein Diplom erwerben. Es gelang mir, in eine andere Kantonale Psychiatrische Klinik zu wechseln, nämlich nach Münsterlingen. Den Wechsel musste ich zwar bitter büssen, denn das Arbeitsklima hatte nichts mehr mit der Gemütlichkeit und Fröhlichkeit zu tun, wie dies im "Waldhaus" in Chur war.

Ein Jahr lang machte ich in verschiedenen Häusern Dienst. Dann kam ich in die Aufnahmestation. Am 4. Mai 1931 absolvierte ich in Herisau die Prüfung und bestand sie mit dem Prädikat "gut". Am 1. Juni wurde mir das Diplom des Schweizerischen Vereins für Psychiatrie ausgestellt. Anschliessend besuchte ich noch einen Massagekurs. Eigentlich wollte ich das Diplom für Krankenpfleger auch noch machen und versuchte es deshalb nochmals im Inselspital in Bern. Das Angebot war jedoch demütigend; darum sagte ich ab.

Obwohl ich in der Klinik von der ersten Stunde an nicht glück-

lich war, blieb ich insgesamt 9 Jahre. Fast alle neuen Patienten kamen in der Aufnahmestation an, junge, alte, kriminelle, einfach alle. Ich hatte mein Zimmer direkt neben dem Wachsaal. Ich hatte selten anderen Dienst als Wachsaal, immer wieder Wachsaal, wo all die traurigen Fälle aufgenommen wurden. Um etwas Abwechslung in den Dienst zu bekommen, meldete ich mich öfters auf der Nachtwache, im Haus selber, aber auch in der Zellenabteilung. Doch da kam ich immer von einem Elend ins andere und konnte nicht helfen. Ja, es ergriff mich oft derart, dass ich halbe Nächte lang weinte. Ich haderte auch mit Gott, und es kam mir vor, als seien die Räume voller Dämonen. Ich konnte nicht verstehen, wie ein liebender Gott Menschen dermaßen leiden lassen konnte. Ich verglich oft mit dem Kinderheim "Gott hilft". Ich wusste, dass es kein zurück mehr gab, denn diese Menschen hatten einen viel nötiger. Für gesunde Kinder fand sich eher jemand als für diese Geisteskranken.

Nach neun Jahren gab ich dann meine Stelle doch auf. Ich hatte Verdruss wegen einem Patienten, für den ich mich sehr eingesetzt hatte; und ausserdem musste ich fürchten, selber noch schwermütig zu werden. Fast ständig Dienst im Wachsaal, und nachts im Zimmer neben dem Wachsaal, wo ich oft auch keine Ruhe hatte oder sogar aufstehen musste, und dies schon all die Jahre.

Nachruf verfasst von Otto Sieber, Stiftungs-Sekretär